Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 31 (1966)
Heft: 3-4

Artikel: Daheim und in der Fremde
Autor: Götz, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859135

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BASELBIETER HEIMATBLÄTTER

Organ der Gesellschaft für Baselbieter Heimatforschung

Nr. 3/4 31. Jahrgang Dezember 1966

Inhalt: † Dr. Wilhelm Götz, Daheim und in der Fremde — Dr. Paul Suter, Reigoldswil, Briefe aus Amerika — Karl Tschudin, Lausen, Vom Ankeschöfli — Erica Maria Dürrenberger, Reigoldswil, Zwei Gedichte — Ida Schweizer-Buser, Oberdorf, Fältlijippe, Schnalleschue ... — Dr. Paul Suter, Von der Chlus bei Aesch — † Traugott Meyer, S Tunnälldorf — Dr. Paul Suter, Mass und Gewicht — Maria Modena, In der heiligen Nacht — Heimatkundliche Literatur, Neuerscheinungen — Dr. h. c. Zeugin — Fritz Klaus, Liestal, Gesellschaft für Baselbieter Heimatforschung

Daheim und in der Fremde

Von Wilhelm Götz [1]

1. Die Idylle

«Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.»
Goethe, Iphigenie

Im grossen Dreieck marken die Belchen, sich erhebend über den Jura, den Schwarzwald, die Vogesen, das Rheinbecken von Basel aus. Neben dem jurassischen Belchen auf dem Boden Basellands führte schon seit undenklichen Zeiten ein begangener Fusspfad über das Gebirge, der Pass über den Oberen Hauenstein. Die Geschichte dieses Passes beginnt mit dem Jahre 58 vor Christi Geburt, da die Rauracher hinüberzogen, teilzunehmen an dem Auswanderungszuge der Helvetier, jenem Vorspiele der grossen germanischen Völkerwanderung, welches hervorging aus dem grossartigen Plane zu einer nationalen Einigung Galliens gegen Rom. Wir wissen, die Helvetier wurden nach der Schlacht bei Bibracte in ihre Heimat zurückgewiesen und zu deren fortwährender Behauptung in der Eigenschaft von römischen Untertanen dort festgehalten. Gleich anderen wurde in der Folge unser Pass von den Römern kunstgerecht angelegt, da er ein wichtiger Abschnitt der Strasse von Rom bis zur Mündung des Rheines war. Und die alte Römerstrasse blieb bis auf un-

sere Tage die Heerstrasse von Basel in die Zentral- und Westschweiz. Auf der Höhe ist es still geworden und zumal in dem Talkessel, welcher schon von den Vorvätern Schöntal genannt wurde: kein Geräusch des grossen Weltverkehrs, kein abziehender Ausblick in weite Gelände, kein Strom, der das Gefühl des Mächtigen und Gewaltigen wecket und grosszieht.

Der Mittelpunkt des Tales wird durch die Reste eines Klosters gebildet, unter denen eine seltsame Kirchenfront hervorragt. In einiger Entfernung zeigen sich zwei Höfe. Auf dem einen derselben wohnte vor Jahren der Bauer Jenni mit seiner Tochter Gritli, während auf dem anderen, am Bergeshang gelegenen, der alte Schwander mit dem einzigen Sohne Hermann wirtschaftete. Der Name «Schwander» und der des Hofes «Schwendi» erinnern an die Urbarmachung des Bodens in alter Zeit. Jenni war ein Mann aus hartem Holz, der nicht viel Worte machte und jeder Feinfühligkeit abhold war; mit einer Anzahl Sprichwörter pflegte er die Kosten einer etwa dringlichen nachbarlichen Auseinandersetzung zu bestreiten. Nicht so Gritli. Die wusste zu plaudern, dass dem Hörer das Herz aufging ob dem Empfinden der Herzensreinheit. Und der Schönheit ihrer Seele entsprach die des Körpers. Von einem einjährigen Aufenthalt der Töchter im Welschland wusste man damals noch nichts, und unter den Büchern des Hauses thronten noch Pestalozzis und Gotthelfs Werke.

Der alte Schwander war eine stattliche Erscheinung trotz der Fülle der Jahre und ein Philosoph im Bauernkittel. Er mochte in seiner Siedelei der menschlichen Torheit spotten und konnte Fremden wie seinen Bekannten immer wieder die Lehre aufdringen, dass die Erfahrung uns die Dinge nicht so zeigt, wie sie an sich, ihrem eigenen Wesen nach beschaffen sind, dass die Erfahrung Elemente enthält, welche dem Wesen der Dinge an sich fremd sind. An Worten gebrach es ihm nie, und der Wanderer aus Deutschland, der von der Heerstrasse abgeirrt war, konnte ihn eher für ein Kind der Niederung denn des Gebirges erachten. Dass er in jungen Jahren dem Rheinstrome von Basel bis Holland hinein gefolgt und einige Jährlein ausser Landes verbracht, das wussten seine Nachbarn mit allem, was sich daran knüpfte, auswendig, wie denn die Rheinlandfahrt den eisernen Bestand der Verhandlungsgegenstände an den langen Winterabenden bildete. Von der Völkerwanderung hatte er gelesen, und so musste diese seinem Reisebilde als Unterlage dienen. Der Sohn Hermann befand sich noch im Zustande des Unbewusstseins; Schicksalsschläge, Aeusserungen des feindlichen Lebens hatten noch nicht an seiner Bildung gearbeitet.

Die Nachbarkinder sahen sich oft an einem Tage mehrere Male; ihre Blicke schienen schier Gleichgültigkeit zu verraten; die Naturmenschen wussten ja nichts von einem Hangen und Bangen als einem nötigen Vorgange zu der Liebe Entstehung. Wenn am Morgen sich das Leben rührte, so gingen sie an

die Kultur des rauhen Bodens; und den ermüdeten Gliedern ward am Abend bald die ersehnte Ruhe.

Anders war es, wenn heiter auf den Bergen der Sonntag stand. In der Frühe des Morgens geht der Bauer hinaus auf sein Ackerfeld, den Lohn seiner Arbeitstage mit den Augen zu geniessen. Namentlich das Einkorn [2] ist in den rauhen, steinigen Lagen unsere Juragegend ein treffliches Getreide, das mit der Energie einer wilden Pflanze wächst, guten Ertrag liefert und durch sein kleberreiches Korn den Weizen an Nahrungswert bedeutend übertrifft.
Mit zufriedenen Blicken wendet sich der Landmann wieder seinem Hause zu, dessen eigentümlicher Riegelbau es von allen ähnlichen Bauten anderer Länder unterscheidet [3]. Im getäfelten Wohnzimmer verzehrt er schweigend das Morgenessen, dessen Hauptbestandteile Milch und Käse sind. Denn damals wanderte mit nichten jedes Tröpflein Milch in die Dorfkäserei, um gegen Kaffee und Branntwein umgesetzt zu werden.

Und bald widerhallen kräftige Töne von Fels zu Fels; die Kirchenglocken rufen zu gemeinsamer Andacht. Der Bauer im Jura verlangt nach einer stattlichen Kirche, nach einem redegewandten Pfarrer, wenngleich er selbst nicht sonderlich fromm ist. Ihm ist der Pfarrer auch nicht einzig des Wortes Verkünder, wie denn Schule und Armenerziehungswesen des letzteren Tätigkeit überaus in Anspruch nehmen [4].

Am Sonntag gestattet sich der Bauer auch ein Glas Landweins, und mit dem frischen Mute der unverwöhnten Germanen wird er des herben Nasses froh. Den Heimweg nehmen die Kirchgänger aus dem Schöntal durch den Weisstannenwald, der den Gehängen des Jura einen so feierlichen, tiefdunklen Ton gibt [5]. Ein eigener Geist geht durch das grosse Gotteshaus:

Hier lebt des Lebens reichste Fülle,
Ein stummes Rätsel, das sich nie verraten!
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Taten.
Die Wurzel holt aus selbstgegrabnen Schachten
Das Mark des Stamms und treibt es himmelwärts.
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
in allen Adern . . .

An einem schönen Sonntage zeigten sich die heimkehrenden Schöntaler besonders angeregt; im benachbarten grösseren Dorfe sollte eine grössere Darstellung des «Wilhelm Tell» stattfinden. Schillers Dichtung ist dem Schweizer Bauer sehr geläufig; denn sie drückt auf eine seltsame Weise seine Gesinnung und alles aus, was er durchweg für wahr hält.

Die Schauhandlung musste zu einem Volksfeste werden, zu einem Ereignisse, dessen Besprechung eine Jahresfrist in Anspruch nehmen konnte.

So kam es. Und die Erhebung dauerte in den Herzen der Landleute und begleitete sie zu ihrem Heim, zu ihren Studien in Haus und Garten, zu ihrer Arbeit auf das Land.

Für die jungen Leute aus dem Schöntale war der Tag der Tellaufführung ein Tag der Weihe. Einzig die Liebesepisode zwischen Bertha von Bruneck und Ulrich von Rudenz verfehlte des Eindrucks auf die naturfrischen Herzen [6].

2. Unfriede

«Ha an em Ort es Blüemli gseh,
Es Blüemli rot und wyss.
Das Blüemli gsehni nimme meh,
Drum tuet es mir im Härz so weh.»
G. J. Kuhn

Das grosse Heldenlied geht auf die Wahrheit aus, dass stets die Liebe Leiden am letzten Ende leiht [7]. Ueber Nacht gleich einem Dieb kam der Unsegen in das schöne Tal. Es handelte sich um den Besitz einer roten Simmentaler Kuh, welche in dem nächsten Dorfe vergantet wurde. Der alte Schwander überbot seinen Freund Jenni.

Eine rote Kuh [8] gilt aber dem Bauer seit alter Zeit als höchst wertvoll, wie denn bei den Alemannen dieses Tier die Stelle der hellenischen Sonnenrinder einnahm. Solch ein Sonnentier sollte Glück bringen.
Es brachte Unglück ins Tal.

Jenni wollte nichts mehr von dem rechthaberischen Sackpatrioten da droben, wie er sich ausdrückte, wissen; Gritli untersagte er mit harten Worten jedweden Verkehr mit Hermann. In der Mitte des Tales erhob sich ein verhauartiger Zaun, der den Leuten auf dem unteren Hofe viel zu schaffen machte, und die Teilung des bis dahin gemeinsamen Waldes auf dem Bergeshange heischte Jenni vor Gericht.

Kaum hatte dieses die Ausscheidung durchgeführt, so liess Jenni seinen Anteil am Bergeshange kahl abholzen. Er gedachte damit, den alten Schwander trocken zu legen, indem er die Quellen den versengenden Sonnenstrahlen preisgab. Ihm blieb ja immerhin, so rechnete er, das Bächlein zu Tal.
Und er ging einher, sich vergnügt die Hände reibend.

Der kahle Berg tat seinen gehässigen Augen wohl; er trübte keineswegs sein Naturgefühl. Gehörte doch Jenni zu den Schweizern, die keinen Sinn haben für die Naturschönheiten ihres Landes, dieweil sich der Anblick derselben so oft wiederholt, so dass er zur Gewohnheit wird!

Durch die Zerstörung einer «Schutzwaldung» [9] musste sich der Besitzer selbst zumeist schädigen; er bedachte eben nicht, dass das Bächlein ihm zu Füssen

bislang nach heftigen Gewittern drei Stunden gebraucht hatte, bis es stark anschwoll. In der Folge brauchte es dazu nur eine Stunde.

Vierzehn Tage waren vergangen. Unterdessen hatte Hermann manches bedacht. Da schritt er eines Sonntagmorgens auf Gritlis Vater zu, der vor seinem Hause mit der Prüfung eines überbrachten Ackergerätes beschäftigt war.

«Grüss Gott», sagte der Bursche.

Er bekam keine Antwort.

«Wolltest du mir nicht deine Tochter zur Frau geben?»

Keine Antwort.

«Ich werde dein Kind und dich allezeit in Ehren halten.»

Damit bot Hermann dem Nachbar die Hand; doch dieser tat nicht dergleichen. Denn längst hatte er vergessen, welche Wahrheit dem Sprichwort innewohnt: Wenn du deinem Nachbar die Hand reichst, so hat dir Gott die seine gereicht!

Nun schwieg auch Hermann, da er weitere Worte nicht zu finden vermochte. Endlich hub Jenni bebend an: «Gritli soll mir im Hause bleiben!»

Dann trat er ins Haus. In der Türe drehte er sich aber noch einmal um und höhnte: «He, es freit sich am besten, wo der Kessel über dem Herde hängt?» Hermann schritt schwerfällig von dannen. So was wie Hass regte sich in seinem Herzen.

Die Leute im Schöntal hatten nur noch die Luft gemeinsam; eine Begegnung auf dem Talweg mieden beide Teile mit ausgedachter Vorsicht.
Sollte so das Jahr ausgehen?

Hermann fehlte alles, da er sich selbst fehlte; Gritli aber gab die Hoffnung nicht auf, dass der Friede wieder ins Tal einkehren werde. Und ist nicht die himmlische Vorempfindung, welche wir Hoffnung nennen, ein zarter Teil unseres Selbst, ein holdes Ich, das sich nie vernichten lassen will?
Seitdem war der Herbst ins Land gezogen, und mit ihm zeigte sich auf der Jurahöhe ein seltener Gast, ein fremder Herr, um eine Luftkur zu machen, wie er die Leute bedeutete.

Damals gab es noch keine Prachtbauten für Kurgäste auf unserer Höhe [10]. Paul Kadner, so hiess der Fremde, war ein junger Arzt, der das Studium der Natur zu seiner vollen Aufgabe machte und seiner Zeit mit der Behauptung entgegentrat: Die Heilkunde kann nur durch Vereinfachung vervollkommnet werden. Unter den einfachen Naturkindern des Jura, so glaubte er, werde die Wahrheit einen fruchtbaren Boden finden.

Er irrte sich sehr. Die Bauern mieden den Doktor, sobald sich herausgestellt

hatte, dass dieser ihnen mit nichten eine Pferdetränke als Arznei zuweisen mochte.

«Wie könnte man heilen ohne Medikamente?»

Auch gab der fremde Doktor alles unentgeltlich.

Umso mehr hatte Kadner Zeit, in den Wäldern herumzustreifen, nach erratischen Blöcken, Zeugen der Eiszeit, und derlei Dingen, die den Heimischen wenig berühren, tagelang zu fahnden.

Ins Schöntal kam der Naturfreund mit Vorliebe: bald hatte er die Bewohner desselben und ihre Geschichte kennen gelernt. Seine belebende Rede ward hier gerne gehört; der alte Schwander schloss ihn ins Herz, seit er aus des Doktors Munde tadelnde Worte über Jennis Bergvergewaltigung vernommen.

«Für einen Morgen [11] Wald, der euch hier oben zum Opfer fällt», pflegte Kadner zu sagen, «werden mindestens zehn Morgen Ackerlandes oder Wiesenbodens in unseren Niederungen der totalen Zerstörung preisgegeben, wenn sich einmal zufällig die atmosphärischen Niederschläge auf den Zeitraum von wenigen Stunden oder Tagen zusammendrängen. Ist im Gebirge der Boden vom Baumwuchs entblösst und seiner Pflanzendecke beraubt, so liegt die Humusschicht, der Waldboden, vollständig frei und ist allen Einflüssen der Verwitterung, Zerfressung und Abschwemmung ausgesetzt. Die niedergeschlagenen Wassermengen ergiessen sich unbehindert über die kahlen Felsabhänge. Was nützen unsere Millionen verzehrenden Flussregulierungen in der Ebene, wenn die von euch frevelhaft geschaffenen Wildbäche alljährlich binnen wenigen Tagen unermessliche Quantitäten von Wasser, Sand und Schutt in die Flüsse der Täler herabschleppen?»

Während er so sprach, deutete der Doktor voller Entrüstung auf Jennis abgeholzten Bergeshang.

Derlei Tadel rührte Jenni nicht im mindesten; im Gegenteil, er freute sich, dass sich auch andere Leute ausser Schwander über ihn ärgerten. Mit sonderlicher Freundlichkeit kam er dem «Tagedieb», wie er den Doktor im stillen bezeichnen mochte, jederzeit entgegen.

Nur einer im Schöntal wünschte mit der Zeit den Fremden über alle Berge. Es war Hermann.

Der Ausdruck der Hochachtung, welchen der Fremde, «der vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt», Gritli entgegenbrachte, missfiel ihm. Wollte der Vertreter des Naturheilverfahrens den jungen Mann aus seiner Zurückhaltung herausdrängen?

Hermann fühlte, dass etwas geschehen müsse zur Klärung der Situation. So etwas wie ein Gewaltakt wob sich in seine Gedanken. Doch — was wollte er?

3. Amerika

«Syg es schön i fremde Lande;
Doch es Heimet wird es nie.»
J. R. Wyss

Die Tage zogen in ihrer Länge dahin.

Die Sonntage verbrachte Hermann zum grossen Teil auf der Höhe des nahen Belchen, von wo sein Blick über den Rhein hinüber zum Schwarzwald schweifte und da gleichsam ausruhte.
Was suchte er mit der Seele?

Dass es ihm zu enge geworden war auf der Höhe und im Tale, das einzig war er sich klar bewusst. Da gab ein, wie es uns scheinen mag, unbedeutendes Geschehnis die Unterlage zu der dem jungen Mann nötigen Lebensäusserung.
Ein Brief aus Amerika von einem Vetter Hermanns, der vor Jahren sich in Chicago niedergelassen hatte, fand den Weg ins Schöntal. Das Schreiben enthielt durchweg eine Lobpreisung amerikanischen Lebens, wie denn der Vetter darauf hinwies, dass in Chicago — die Strassen seien grossenteils mit Holz gepflastert — tüchtige Zimmerleute bis 15 Franken täglich verdienen könnten, desgleichen auch Maurer; geschickte Bauernknechte erhielten per Monat bis 125 Franken nebst Kost und Wohnung [12]. Freilich müssten diese aber auch von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr abends tüchtig schaffen. Schweizerische Gemächlichkeit beim «Znüni-neh» und «Zobe-trinke» kenne man bei ihnen durchaus nicht; Zeit sei in Amerika Geld, und dessen sei auch genug da. Anfänglich sei ihm wohl eigen zu Mute gewesen im Weltgetümmel; jetzt aber würde er es nimmer daheim verleiden können bei den «Batzechlemmern», die sich meinten als sorgliche Leute, wenn sie stundenlang die Stubenbank verrutschten und dabei vor des Nachbars Türe kehrten. Einem grossen Vereine gehöre er an; in dem seien Schweizer, Deutsche, Engländer, Amerikaner. Da werde viel Schönes und Nützliches geredet und allerlei gezeigt und erklärt, und das alles ohne Weinfeuchte und Wüsttun ...

Der Vetter hatte sich über dem grossen Wasser gemacht.

Drei Tage trug Hermann den Brief mit sich herum, indem er ihn von Zeit zu Zeit wieder stückweise las und abermals las.

Am vierten Tage stand in ihm der Entschluss fest, in Amerika das Leben neu anzufangen.

Zuvor musste er sich mit seinem Herzen abfinden.

Der Weg zur Kirche konnte verkürzt werden, wenn die Schöntaler einen wenig betretenen Pfad an einer jäh herabfallenden, fast nackten Felswand vorbei benutzten.

Dieser Pfad wird Mariastein genannt; ein Name, der mit den Gedanken an ein Mädchen geknüpft ist, dessen Geschichte noch immer im Munde der Bauern lebt.

Dieser Weg war es, auf welchem die schöne Maria von Langenbruck, stark im Mute der Liebe, mit leichtem, furchtlosem Schritte dem Freunde ihrer Kindheit, dem Küher vom Kilchzimmer, entgegenging. Aber die Habsucht des Vaters trennte die Liebenden und Mariens Tränen und Bitten veranlassten den Geliebten, in die Fremde zu gehen. Jahre vergingen, und Maria war standhaft in ihrer Treue. Ihr Vater starb. Die Liebenden durften sich vereinigen. Jakob eilte auf dem kürzesten Wege über Mariastein zu seiner Geliebten. Lange hatte sie ihn erwartet. Sie sah ihm kommen, und sein Name tönte mit einem Freudenrufe von ihren Lippen. Er sah sie, streckte sehnsuchtsvoll seine Arme nach ihr aus, wie seine Seele ihr entgegenflog — und stürzte in die Tiefe.

Noch viele Jahre nach dieser Begebenheit wanderte täglich auf Mariastein eine bleiche Gestalt, aus deren schönen Augen ein stiller Wahnsinn sprach, und schien dort mit jemand im Abgrunde zu reden. Sie kehrte immer mit wehmütiger Freude in ihren Augen von ihren Wanderungen zurück und sagte: «Ich habe mit ihm gesprochen, und er hat mich gebeten, jeden Tag zu kommen und ihm zu sagen, dass ich lebe. Es wäre unrecht, ihm dies zu versagen; er ist so gut und liebt mich so treu.»

So wanderte sie, bis Silberhaar um ihre gerunzelten Wangen wehte, so wanderte sie, bis eine barmherzige Stimme sie abrief zur Freude und zur Ruhe.

Auf Mariastein trafen sich Gritli und Hermann. Was sie aber hier verhandelten, trug in der gleichen Stunde ein Lauscher ins Schöntal zurück. Der Gang der Ereignisse ward dadurch nur gefördert.

Als Gritli heimgekommen, wollte sie gar Vieles und Liebes mit dem Vater reden; doch dieser kam ihr beim Mittagessen mit der wohlerwogenen Rede zuvor: «Lass nur das Schwatzen und gehe je weiter je lieber mit deinem Landstreicher, der das Recht in der Tasche mit sich führt. Ich will dir's nicht zürnen. Es ist mir recht, wenn ich euere Freundlichkeit nicht vor Augen habe oder das Geschwätz der Leute hören muss.»

Jenni atmete tief auf. Gritli weinte bittere Tränen.

Eine bunte Schar Männer, Frauen und Kinder, alle an den aufgesteckten Sträusschen als Auswanderer kenntlich, wogte auf einem Platze zu Basel. Bald war sie geordnet, um auf Leiterwagen die Fahrt nach Le Havre antreten zu können. In den Jubel mischte sich Wehmut bei den Europamüden sowohl bei den stummen Zuschauern:

So wollt ihr fort? O seht im Abendbrande
Die ersten Felsenstirnen mild erglüh'n!
O, welch ein weiter Blick in lichte Lande
Vom Fels herab aus dunklem Rebengrün!
— — — —
Schwer pflanzen sich der neuen Hütte Pforten,
Und jeder wird euch nehmen, was er darf.

Vor der Abfahrt waren Gritli und Hermann ehelich verbunden worden. Die lange Reise ertrugen sie leidlich, zumal ihr Ehestand als ein Betstand und Beistand anhub. Sie brachten sich redlich durch, trotz den Schwierigkeiten, welche die Fremde den Neulingen genugsam bot. Mit dem Ankauf von Land wartete Hermann das erste Jahr. Er wollte sich erst auskennen, wie er denen sagte, die ihr Land an ihn «verschleudern» wollten. Bis dahin taglöhnerte er. Im zweiten Jahr seines Aufenthaltes auf amerikanischem Boden war Hermann Grundbesitzer. Gritli machte ihrem Vater hievon Mitteilung und schrieb noch anderes mehr an die Lieben im Schöntale.

Eine Träne netzte das Papier. Den Regungen des Heimwehs waren bislang Gritli und Hermann starken Sinnes entgegengetreten.

«Ich muss hier sein», pflegte Hermann zu sagen, «und du kannst nicht zugleich dort und hier sein, Gritli.»

Auf den Brief folgte ein solcher aus der Schweiz. Er brachte böse Kunde: der alte Schwander war gestorben. Der Kummer hatte ihn verzehrt, seit zu wiederholten Malen starke Hagelschäden über Jennis abgeholzten Bergeshang den Weg zu seinen Aeckern genommen hatten. Ehedem hatte man im Schöntale nichts von einem Hagelschlage gewusst.

«Auch er sei hinfällig geworden», hatte Jenni schreiben lassen.

Nunmehr trieb es Gritli heim; Tag und Nacht hafteten ihre Gedanken im Schöntale. Ihre Gemütsstimmung machte ihren Körper krank.

Was tun?

Da konnte Hermann seine junge Besitzung nicht unvorteilhaft verkaufen.

4. Der Kirchenbau

«In unsers Busen Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten.»
Goethe

Im Herbste des Jahres 18.... hatten die «Amerikaner» die Heimreise bis Waldenburg, am Nordfusse des Oberen Hauensteins, zurückgelegt. Die Fahrt von Basel zum Jura war überaus beschwerlich gewesen, da die übergetretene Frenke die Landstrasse zum Teil unter Wasser gesetzt hatte und Bergeshänge zu Tal gestürzt waren.

«Weiter oben am Hauenstein», hiess es, «sei Rüfe auf Rüfe gegangen.»
Noch am Tage der Ankunft in Waldenburg eilte Hermann voraus, um Jenni auf den unerwarteten Besuch vorzubereiten.

Ein banges Gefühl trieb ihn zur Eile.

Auf der Höhe zeigte sich ihm ein Bild, wie er es noch nie gesehen: niedergeschlagene Wassermengen ergossen sich ungehindert über den kahlen Felsabhang zum Schöntale; hier weichten sie auf, dort unterwühlten sie; schon furchten tiefe Rinnen und rissen alles Lockere und Bewegliche mit ins Tal. Hermann stürzte mehr, denn er lief, hinab zu Jennis Hof, der bereits umwässert war.

Er traf den Alten am Tische sitzend, vor sich Wurstisens treffliche Chronik [13]. Eine herzliche Umarmung. — Sie dauerte für dieses Leben nur einige Sekunden.

Am andern Tage zeigte der grösste Teil des Schöntales ein teigartiges Gemenge von Wasser, Schlamm, Schutt, Felsblöcken, geschälten Baumstämmen. Mit entsetzlichem Gepolter, wie aus einem Kanonenrohre geschossen, war die haushohe Schlammflut, die sich bislang im Tobel gestaut hatte, in die Talweitung hinausgesaust.

Jennis Hof war verschüttet; hilfreiche Hände förderten die Leichname der Verschütteten, wie sie sich umschlungen hielten, zu Tage.

Gritlis Herzeleid vermögen wir nicht zu schildern. Erst die Geburt eines Sohnes konnte dasselbe mindern. Und der Knabe gedieh an Leib und Seele, war aber so unbändigen Sinnes, dass er eines Tages der Zucht seines Vormundes entlief.

* * *

Pfingsten war's, das Fest der Freude. Eine freundliche Maisonne schien über das Land. Das Kirchlein am Hauenstein fasste die Zuhörer nicht; während des Gottesdienstes stand ein grosser Teil der Gemeinde draussen vor den kleinen Fenstern und vor den geöffneten Türen.

Im Verlaufe der Predigt näherte sich der Kirche ein fremder Herr, wie es schien, ein Amerikaner. Die Umstehenden traten beiseite und der Siegrist wies ihm einen Platz am Altar.

Der Pfarrer war ein gewaltiger Redner, der sich mit Vorliebe auf den praktischen Boden der Gegenwart stellte. «Wir sind in hohem Grade», betonte er unter anderem, «durch Kunst und Wissenschaft kultiviert. Wir sind zivilisiert, bis zum Ueberlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns schon für moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel. Denn das Denkbild der Moralität gehört noch zur Kultur; der Gebrauch dieses Denkbildes aber, welcher nur auf das Sittenähnliche in der Ehrliebe und

der äussern Anständigkeit hinausläuft, macht bloss Zivilisierung aus. Alles Gute, das nicht auf moralisch gute Gesinnung gepfropft ist, ist nichts als lauter Schein und schimmerndes Elend [14].»

Nach dem Gottesdienste folgte der Fremde dem Pfarrer ins Haus und gab sich zu erkennen als den Sohn des im Jahre 18.... verunglückten Hermann Schwander. Er sei gekommen, seine Mutter zu besuchen, die er durch sein Davonlaufen vor zwanzig Jahren so schwer gekränkt habe; der Pfarrer möge ihn doch zu ihr führen, die ihm längst verziehen, und auf das Kommende mit sachten Worten einlenken. Und soeben sei ihm der Gedanke gekommen, er könne seiner Kirchgemeinde dienen, wenn er Hand böte zu einer Erweiterung der Kirche, deren Raum doch sichtlich zu klein sei.

Unbeschreiblich war die Freude des Mütterleins, da es seinen verlorenen Sohn in die Arme schliessen konnte. Stolz schritt die Matrone einher und nahm, unter Tränen lächelnd, die Lobpreisungen entgegen, dass sie so einen fürnehmen und reichen Sohn habe, der auf seine Kosten eine ganze Kirche könne bauen lassen.

William Schwanders Schenkung einer bedeutenden Geldsumme zum Baue einer neuen, stattlichen Kirche war der Ausfluss seines reinen Herzens und zugleich eines ihm eigenen Kunstsinnes, wie er denn der Ansicht huldigte, man solle gleich den Vorfahren die Kunstwerke nicht in den Kasernen der Grossstädte aufhäufen, sondern sie allüberall hin ins Land zerstreuen. Denn wie alle Künste nur in lebendigem Zusammenwirken gedeihen könnten, so lehre Erfahrung und Geschichte, dass besonders die bildenden entarteten, wenn sie nicht auf volkstümlichem Boden ständen.

In dem sogenannten gotischen Stile erhob sich die neue Kirche [15]. Alles an ihr trug den Charakter der Freiheit, Leichtigkeit und Kühnheit, des Schlanken, Lichten und Erhabenen.

Und seit dem Bau der Kirche kam unser Mäcenas [16] noch einige Male zum Oberen Hauenstein, um bei seiner Mutter die schönen Pfingsttage feiernd zu verbringen.

Im Jahre 18.... kam er zum letzten Male; diesmal um den Segen der sterbenden Mutter zu empfangen. —

Noch blüht sein Geschlecht über dem Ozean in Chicago und Milwaukee, den volksreichen Städten am Michigan-See.

Und das Gotteshaus am Oberen Hauenstein steht in lichtem Glanze; golden beleuchten die Sonnenstrahlen die Inschrift über dem Haupteingange:

«Verbum Domini manet in aeternum!» [17]

Anmerkungen

[1] *Dr. phil. Wilhelm Götz,* 18. 4. 1848 — 20. 3. 1891, von Binningen, Sohn des Augenarztes B. N. Götz, der 1856 zwischen Basel und Binningen ermordet worden war. Die Mutter, eine geborene Hungerland, zog mit den unerwachsenen Kindern in ihre Heimat nach Hessen zurück, wo sie bald starb. Wilhelm wurde von einem Onkel väterlicherseits in Niesen (Hessen) aufgenommen, absolvierte das Gymnasium in Fulda und studierte anschliessend an der Universität Marburg Philologie. 1869 hielt er sich in Paris auf, 1870/71 war er in Frankreich als Hauslehrer tätig. Nach abgelegtem Staatsexamen wirkte er 1872 als Lehrer an der höhern Bürgerschule Wickrathberg (Rheinland), 1874 als Rektor der Lateinschule in Nürnberg. Daselbst verheiratete er sich mit Lina Probst. 1875 bestand er das Doktorexamen an der Universität Rostock und kehrte dann «mit lebhafter Begeisterung für die freien schweizerischen Einrichtungen» wieder in sein Vaterland zurück, wo er an der Bezirksschule Waldenburg als Lehrer der sprachlich-historischen Fächer ein ihm zusagendes Arbeitsfeld fand. 1891 starb er erst 43jährig an den Folgen eines Schlagflusses.
Dr. Götz war ein origineller und beliebter Lehrer, der in der Freizeit stets an seiner Weiterbildung arbeitete und sich rege am öffentlichen Leben beteiligte. An seinem Grabe sprachen Erziehungsdirektor J. J. Brodbeck und Rektor Ed. Heinis.
Dass der Verstorbene auch in Lehrerkreisen ausserordentlich initiativ und anregend wirkte, kann aus den Protokollen der Bezirkskonferenz Waldenburg und des Lehrervereins Baselland ersehen werden. 1880/81 stand er der Bezirkskonferenz, 1885 der Lehrerschaft Baselland als gewandter Präsident vor. Bis zu seinem Tode betreute er auch die «Wyberguetskasse» der Bezirkskonferenz Waldenburg. Interessante und humoristische Voten und Berichterstattungen zeugen für seine sprachliche Begabung, Vorträge über verschiedene Themata (z. B. Aesthetische Bildung in der Volksschule, Handfertigkeitsunterricht, Nordisches Kleinleben, Geschichte und Dichtung) für seine vielseitigen Interessen und seinen Einsatz für die Schule. Als er mit der Bemerkung, er sitze lieber als bescheidener Zuhörer auf einer Schulbank als auf dem hohen Olymp, auch Gundoldingen habe schon empfohlen, den Schultheissen nicht mehr als ein Jahr amten zu lassen, vor dem Ablauf seiner Präsidialzeit zurücktreten wollte, mahnte Lehrer Hadorn (Waldenburg) den Amtsmüden: «Wer ausharrt bis ans Ende, wird selig, so auch Dr. Götz!» Auf diesen schlagfertigen Zustupf konnte Götz nur dankend seinen Vorsitz weiterführen. Seine letzten Worte in der letzten Schulstunde vor seinem Tode waren: «Ende gut, alles gut!»
Dr. Wilhelm Götz war ein Onkel des bekannten Schauspielers und Dichters Curt Götz (1888—1960). (Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. H. Sutter, Kantonsbibliothekar.)
Die vorstehende Erzählung ist dem Bändchen «Geschichten aus dem Volke», 2. Aufl. Davos 1889, entnommen. Weitere Veröffentlichungen: Der Hermokopidenprozess. Diss. Nürnberg 1875. — Kurze Geschichte der deutsch-schweizerischen Lyrik seit Bodmer und Breitinger. Aarau 1885. — Des Schweizerlandes Kultur und Weltstellung im Spiegel der Dichtung. Vaterländisches Lesebuch, 1888. — Die Frage des Handfertigkeitsunterrichtes. Davos 1889.

[2] Einkorn = Triticum monococcum, dialektisch Eicher. Nach H. Christ, Der alte Bauerngarten. 2. Aufl. Basel 1923, S. 117, «sei es aus Pietät, sei es aus Liebhaberei für das besonders kleberreiche, schmackhafte und schön gelbe daraus zu erzielende Brot und guten ‚Gries' im obern Baselbiet noch hie und da angesät, der zähe, langrannige, oft den Winter überdauernde und sich bestockende ‚Eicher'». Nach der Anbaustatistik 1917 43,8 % der gesamten Anbaufläche des Einkorns in Baselland. (Suter P., Beiträge zur Landschaftskunde des Ergolzgebietes. Basel 1926, S. 115.) Heute Einkornanbau aufgegeben.

[3] Hier irrt sich W. Götz. Langenbruck liegt im Gebiet des Dreisässenhauses und des Steinhauses des Hochjuras. Das schliesst getäferte Stuben, wie sie im Schöntal und andern Höfen zu finden sind, nicht aus.

[4] Zur Zeit als der Autor diese Geschichte schrieb — in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts — waren die Pfarrer in den Schulpflegen in leitender Stellung tätig; sie sassen auch in den Expertenkollegien für die Schulprüfungen und (wie heute noch) in den Organen des Armenerziehungsvereins.

[5] Das Bild des Jura-Tannenwaldes mag dem 19. Jahrhundert entsprochen haben. Heute gehört Lagenbruck zu den Gemeinden mit 50—75 % Laubwald. Der Brennholzbedarf der letzten Jahrzehnte hat diese Umstellung bewirkt. Die zukünftige Entwicklung geht wieder in rückläufiger Richtung (Gewinnung von Bauholz). Vgl. Wälchli M., Der Baselbieter Wald heute und morgen. BL Schulnachrichten 1966, S. 20 f.

[6] Nach dem Urteil der Philologen wirkt die Bertha-Rudenz-Szene in «Wilhelm Tell» künstlich und psychologisch unwahr.

[7] Aus dem Nibelungenlied (Ausklang, übertragen ins Hochdeutsche)
«Da war der Helden Herrlichkeit, hingelegt in Tod.
Die Leute hatten alle Jammer und Not.
Mit Leid war beendet des Königs Lustbarkeit,
wie immer Leid die Liebe am letzten Ende verleiht.»

[8] Simmentaler Rind (Fleckviehrasse) mit rötlichen, statt braunen Flecken. Vielleicht dachte der in Mitteldeutschland aufgewachsene Autor auch an das mitteldeutsche Rotvieh.

[9] Seit 1892 (Staatsverfassung des Kantons Basel-Landschaft, § 40) ist das Forstwesen dem Staate unterstellt. Vorher waren die Gemeinden zuständig, weshalb der Wald oft übernutzt wurde. Durch das eidg. Forstgesetz 1907 Zuteilung des Kettenjuras zum Schutzwald, seither Kahlschläge verboten.

[10] Im Sommer 1854 wurden in Langenbruck (Dorf und Höfe) 500 Kurgäste gezählt. 1874 Bau des Kurhauses. Siehe Weber H., Wie Langenbruck Kurort wurde. BHBl 1962, S. 94 f.

[11] Morgen = altes deutsches Flächenmass (ähnlich Jucharte), je nach Landstrich zwischen 25 und 34 a.

[12] Das war damals das 4- bis 5fache der einheimischen Ansätze.

[13] Wurstisen Ch., Basel Chronik. Basel 1580, 2. Aufl. 1765, Neudruck 1883.

[14] Hier wird der vorzügliche Pfarrer und Kanzelredner Heinrich Tanner (aus Reigoldswil) geschildert, der von 1859 bis 1883 in Langenbruck amtete und dem Autor als initiativer Schulpfleger der Bezirksschule Waldenburg kein Unbekannter war.

[15] Die Kirche von Langenbruck wurde 1589/90 erbaut. Sie trug einen Dachreiter, der 1828/29 einem Turm Platz machte. Der heutige, neogotische Turmhelm stammt aus den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

[16] Maecenas, Mäzen = Kunstfreund, freigebiger Gönner.

[17] Zu deutsch: Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.

Briefe aus Amerika

Gesammelt von *Paul Suter*

Zahlreiche Baselbieter Familien haben Verwandte in den Vereinigten Staaten von Amerika, deren Vorfahren im 19. oder 20. Jahrhundert aus dem Baselbiet ausgewandert sind. In der ersten Generation blieb der Kontakt meistens erhalten und ungelenke, aber gleichwohl interessante Briefe berichteten von der «Neuen Welt» und ihren Einrichtungen. Manche Auswanderer akklima-